

Mitten auf der Landstraße hält das Pöstchen. Ich bin am Ziel. Über eine hölzerne, bedachte Brücke geht es zwischen grauen Felsen hinan zu dem Dörflein, das auf grünem Hügel liegt, und wo der Gumpenhof im Sonnenschein meiner wartet.

Den Berg hinauf ist's ein hartes Stück, denn die Sonne brennt, und die lange Postfahrt hat die Glieder tüchtig zusammengeschüttelt. Aber droben vor dem Gumpenhof steht breitbeinig der Vetter Gottfried und lacht über das ganze Gesicht, wie er das Büblein, rot wie ein gebratener Apfel, sich herausquälen sieht.

„Grüß dich Gott, Büble!“ „Grüß Gott, Vetter Gottfried!“

O wie groß und behäbig und behaglich der Gumpenhof auf der vorspringenden Berglehne liegt. Mit seinem hohen spitzen Dach, das sechs Speicher beherbergt und höher ist als das Haus darunter, mit seinen weißgeschindelten Wänden, die ausschauen wie eine schuppige Sischhaut, mit seiner hölzernen Trippel (Balkon, zu dem eine hölzerne Treppe führt), deren Dach auf zwei rotbemalten Säulen ruht, wo man bei Wind und Wetter sitzen und auf das Dorf hinunterlachen kann. Es ist noch alles wie vorm Jahr und wie vorvoriges Jahr und wie vielleicht schon vor hundert Jahren; denn der Gumpenhof ist uralt und trägt über der Tür zum Kofstall ein Wappen, darin die Rose der Grafen von Eberstein. Oben in der Herrenstube findet sich die Base Marie. Die ist jünger als der Vetter Gottfried und hat ein feines, schmales, bräunliches Frauengesicht. Sie ist meine rechte Base, ein Geschwisterkind zu meiner Mutter. Durch sie hänge ich am Gumpenhof und der Gumpenhof an mir. Auch sie ist nicht mehr jung und hat schon erwachsene Kinder, die auswärts verheiratet sind. Aber sie hat eine Art, mit Jungen umzugehen, die sie mir lieber macht, als alle Basen und Tanten von der Welt. Ihre Stimme hat für mich denselben heimeligen, ein wenig zersprungenen Klang wie das Glöcklein drunten im Kirchturm, das eben elf Uhr läutet. Und wie sie mit ihrem Gießkännchen am Fenster steht, während ich leise in die Stube trete, und ihre Nelken und Geranien und Fuchsien begießt und mit ihren runzeligen Händen ein wenig über die Blüten streicht, gerade als wenn's kleine Kinder wären, da kommt sie mir fast schön und sehr ehrwürdig vor mit ihren welligen, schon mit silbernen Säden untermischten Haaren.

Wie sie mein ansichtig wird, nickt sie freundlich mit dem Kopf, gießt ruhig fertig, legt mir alsdann den Arm um die Schulter und lächelt: „Bist, mein' ich, gewachsen seit vorigem Jahr. Hast aber keine so runden Backen wie damals. Mußt dich halt herausessen bei uns.“

O wie ist es so sonnig in der tiefen alten Stube; wie glänzt das dunkelbraune Getäfel an Wänden und Decke, der weiße, mit Sand bestreute Fußboden, die zinnernen Kannen und Krüge auf den Wandbrettern. Die Base hat mir den Tisch gedeckt und sitzt, während ich mir's schmecken lasse, neben mir mit einer Näherei. Der Vetter Gottfried geht